



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Muth, Fr.: Bernhardis erste Sendung nach Florenz in italienischer  
Beleuchtung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auf den vorliegenden Fall angewandt hieße das: als Klub galt der Kammer jeder Verein, der bezweckte, politische Angelegenheiten in Versammlungen zu erörtern. Müßte das zugegeben werden, so wäre das höchst bedauerlich; denn dann müßte bei den ganz anders lautenden und viel weiter gehenden Äußerungen über die Klubs und deren Bedeutung, die in der Kammer nach den angeführten Stellen gefallen sind, auch eingeräumt werden, daß bei der Beratung des Vereinsgesetzes unter dem Begriffe Klub mindestens Verschiedenes verstanden worden sei, und daß von einer einheitlichen Auffassung des Klubwesens in der Kammer nicht gesprochen werden könne. Diese letzte Folgerung wäre das Schlimme. Nun, die Hartmann im Übereifer des Redestreits entschlüpfte Augenblickserklärung von dem, was er unter Klub verstand, braucht nicht und darf nicht streng genommen zu werden. Er selber würde sich, wie seine Redeweise ergibt, sehr ungemütlich gefühlt haben, wenn jedes oder auch nur ein wichtigeres seiner Worte auf die Goldwage gelegt worden wäre. Demgemäß hat auch schon er selber seinem Satze die Spitze abgebrochen. Das „ungefähr,“ das er in seine Erklärung eingefügt hat, nimmt ihr bedingungslos jede grundsätzliche Bedeutung. In Wirklichkeit haben auch weder er noch die Kommission irgend eine grundsätzliche Umschreibung oder Auslegung der für das Vereinsgesetz maßgebenden Begriffe „Verein,“ „politischer Verein,“ „Klub“ und dergleichen geben wollen; sie haben das vielmehr sogar ausdrücklich abgelehnt. Das sagt der Kommissionsbericht ganz klar. Da heißt es: „Es wurde die Schwierigkeit erkannt, eine allgemeine Definition der politischen Vereine oder der politischen Angelegenheiten aufzustellen, und es wurde vorgezogen, es in jedem konkreten Falle der richterlichen Beurteilung zu überlassen, ob ein Verein sich mit politischen Dingen beschäftige.“

(Schluß folgt)



## Bernhardis erste Sendung nach Florenz in italienischer Beleuchtung

Von Fr. Muth in Glogau



reibund und Zweibund sind die Lösung der europäischen Politik. Im Anschluß an andre Völker sieht jedes die Gewähr der eignen Sicherheit, und die Kriege der Zukunft stellt man sich kaum noch anders vor als als Koalitionskriege. Und doch lehrt die Geschichte, daß Bundeskriege, mit Mißtrauen begonnen, mit Eifersucht geführt, jedesmal mit gegenseitigen Anklagen und oft mit dauernder Verstimmung geendet haben. Siebenunddreißig Jahre sind verflossen, seit sich Preußen und Italien zu gemeinsamem Kampfe zusammengeschlossen hatte, und noch heute ertönen sogar aus der sich so objektiv gebärdenden Geschichtswissenschaft heraus Stimmen, worin die Eifersüchteleien jener Tage mit ungeschwächter Leidenschaft zum Ausdruck gelangen.

Als die beiden Bände von Bernhardis italienischen Tagebüchern erschienen, war es von vornherein wahrscheinlich, daß die Unerbittlichkeit seiner Kritik gegenüber den italienischen Staatsmännern und Heerführern ein unfreundliches Echo wecken würde. Es liegt jetzt vor uns in Luigi Chialas Buche, das sich in nicht mißzuverstehendem Anschluß an La Marmoras berühmte Streitschrift *Ancora un po' più di luce* betitelt,\*) selbst mehr eine Streitschrift als ein wissenschaftliches Werk. Es stellt die italienische Politik des Jahres 1866 vom Anfang der Vertragsverhandlungen bis zum Friedensschlusse dar und bereichert unser Wissen durch die sehr dankenswerte Mitteilung bisher ganz oder teilweise unbekannter Aktenstücke. Der Zweck der Arbeit ist ausgesprochenermaßen eine Rettung La Marmoras. Am heftigsten werden die Anklagen gegen diesen und am erbittertsten Chialas Verteidigungskampf von dem Punkte an, von wo die bisherige Darstellung von deutscher Seite hauptsächlich auf Bernhardis Berichten beruht. Chiala geht darauf aus, den Wert dieser so unschätzbaren Geschichtsquelle geradezu zu vernichten, indem er den Freund Moltkes und Noons, den Geschichtschreiber Rußlands und der Befreiungskriege, einen der feinsten Geister der deutschen Gelehrtenrepublik, als einen phantastischen Narren hinstellt, der, von Eitelkeit gebläht, sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehn, und durch haßerfüllte, irreführende Darstellungen das Verhältnis zwischen Preußen und Italien vergiftet.

Die hohe und ungeteilte Wertschätzung, die Bernhardt vor wie nach seinem Tode in Deutschland in allen leitenden politischen, militärischen wie wissenschaftlichen Kreisen genossen hat, beweist allein schon, daß der italienische Angriff weit über das Ziel hinauschießt. Aber ebensowenig läßt sich verkennen, daß er doch ein Körnlein von Wahrheit enthält, daß Chiala mit dem Scharfblicke des Hasses auch manche schwache Stelle in Bernhardis Wirken herausgefunden hat, und daß die bisherige landläufige Ansicht über dessen Sendung nach Florenz im Jahre 1866 in wesentlichen Stücken einer Revision bedarf.

Zunächst muß man seine zweite Sendung dorthin im Jahre 1867 von der ersten deutlich unterscheiden. Aus seinen Tagebüchern geht klar hervor — und auch Chiala gibt es zu —, daß er 1867 ganz formell unter Beilegung eines militärischen Ranges zum Militärbevollmächtigten ernannt wurde, sodaß er eine „unabhängige und selbständige“ Stellung neben der Gesandtschaft einnahm (VII, 319, vergl. auch Busch II, 79). So einfach liegen die Verhältnisse im Jahre 1866 nicht. Die bisherigen Darstellungen sind über die Sache ziemlich leicht hinweggegangen, indem sie sich den Ursprung und den Charakter von Bernhardis Mission etwa so zurechtlegten.

Anfang März hatte Moltke selbst nach Florenz gehn sollen, um den preußisch-italienischen Vertrag zustande zu bringen und allerlei militärische Verabredungen zu treffen. Die Sendung General Govones und der Abschluß des Bündnisses zu Berlin am 8. April hatten diesen Plan vereitelt. Nach La Marmoras Versicherung war darauf mehrmals die Ankunft eines preußischen Generals in Florenz angekündigt worden.

\*) Florenz, Barbera, 1902.

Da aber damals, so stellt es Sybel dar, ein höherer preußischer Offizier nicht zu entbehren war, erfolgte stattdessen die Sendung Bernhardis, der so gewissermaßen in die zunächst für Moltke selbst bestimmte Stellung eintrat. Der General von Bernhardi bezeichnet zu Beginn des siebenten Bandes der Tagebücher seinen Vater als militärischen Bevollmächtigten,<sup>\*)</sup> und in Einklang damit sagen die Herausgeber von Moltkes militärischer Korrespondenz (II, 225): „Während des Aufmarsches der preußischen Armee hatten mit Italien Verhandlungen stattgefunden, um eine Übereinstimmung des beiderseitigen Vorgehens gegen Österreich zu erzielen. Zur Führung dieser Verhandlungen waren der Major im Generalstab von Lucadou und der Legationsrat von Bernhardi nach Florenz gesandt worden.“

Hier knüpft Ghiala an und leugnet mit aller Bestimmtheit, und wie wir sehen werden, nicht ganz mit Unrecht, daß Bernhardis Mission diesen Charakter getragen habe, daß er mit Verhandlungen über die Kriegsführung beauftragt und dazu berechtigt, daß er überhaupt Militärbevollmächtigter gewesen sei.

In der Tat hatte Moltke von Anfang an besondere Abmachungen mit Italien über die militärischen Operationen abgelehnt, die unabhängig voneinander auf völlig getrennten Kriegsschauplätzen geführt werden würden. Der Vorteil liege nicht in ihrer Kombination, sondern in ihrer Gleichzeitigkeit (Mil. Corr. II, 48), und als Govone aus eigenem Antriebe — La Marmora war immer dagegen — mehrmals auf den Abschluß einer Militärkonvention drängte, erfuhr er in Berlin entschiedene Abweisung. In wiederholten Gesprächen mit ihm vermied Moltke beinahe peinlich jede Erörterung des italienischen Feldzugsplans, und nur als Entgegnung auf eine ähnliche Bemerkung des Generals wies er einmal auf die zerstreute Aufstellung der Italiener hin. Nicht ein Wort in diesen Unterredungen, die bis in eine Zeit reichen, wo Bernhardi schon in Florenz angekommen war, lassen auf eine Absicht Moltkes schließen, sich in die Einzelheiten der italienischen Kriegsführung zu mischen; nicht mit einem Worte wird Bernhardis Sendung auch nur erwähnt.

Aber auch aus dessen Tagebüchern geht nicht hervor, daß er einen Auftrag zu Verhandlungen mit der italienischen Heeresleitung hatte, vielmehr im Gegenteil, daß die ihm zugewiesene Aufgabe viel bescheidner ausfiel, als er selbst gewünscht und gehofft hatte. An seiner Mission ist von Anfang an immer das Auffallendste gewesen, daß hier im Widerspruch zu aller preußischen Tradition einem Zivilisten eine offizielle Stellung übertragen wurde, die ihrer Natur nach einem hohen Offizier zukam. Bernhardi selbst fühlte das deutlich und verlangte deshalb von vornherein für sich einen militärischen Rang, um, wie er sagt, „seine Stellung zu sichern und Einfluß auf die Operationen zu gewinnen“ (VI, 326). Aber auch die Übertragung eines militärischen Ranges paßte so wenig in den Rahmen preußischer Anschauungen, daß sich der König dazu noch nicht entschließen konnte, und daß Keudell Bernhardi sehr bald eröffnete, dieser Gedanke sei unausführbar, man könne ihm bloß den Titel als

<sup>\*)</sup> In der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 46, 427 nennt er ihn, vorsichtig sondernd, 1866 Vertreter des militärischen Interesses Preußens, 1867 Militärbevollmächtigten.

Legationsrat beilegen. Verlor schon so Bernhardis Stellung den offiziellen militärischen Charakter, so wurde sie als eine diplomatische ganz fest umschrieben durch die Bestimmung, daß er nicht vom Generalstab, sondern vom Ministerium des Auswärtigen ressortieren, seine Berichte zwar an Moltke richten, aber unverschlossen an Usedom, den preußischen Gesandten in Florenz, zur Weiterbeförderung übergeben sollte. Auch ein Kreditiv von Souverän zu Souverän sollte er nicht erhalten, sondern Usedom sollte ihn einführen; Keudell sagte ausdrücklich, er werde der Gesandtschaft attachiert. Als einfacher Legationsrat war er der Untergebene Usedom's, und eine selbständige Rolle wurde ihm dadurch sehr erschwert. Es waren ihm, offenbar sehr zu seinem Leidwesen, die Bedingungen versagt, die er für nötig hielt, „um Einfluß auf die Operationen zu gewinnen.“ Aber die Unterredungen, die er vor seiner Abreise mit den maßgebenden Persönlichkeiten hatte, lassen darauf schließen, daß er gar nicht eigentlich zu diesem Zwecke nach Italien geschickt wurde. Am 18. Mai war er zum letztenmal mit Moltke zusammen. Dieser teilte ihm kurz die letzten Nachrichten über die Aufstellung der italienischen Armee, sowie die geplante, aber schon in den folgenden Tagen aufgegebenen Konzentration des preußischen Heeres in der Oberlausitz mit. Die später von Bernhardt mit Hochdruck betriebene Expedition Garibaldis nach Ungarn erwähnte er als eine Absicht der italienischen Regierung, ohne selbst einen besondern Ton darauf zu legen. Oberstleutnant Veith sollte Bernhardt mit Karten und Ausweisen über die verschiedenen Armeen versehen; er selbst wollte ihm eine von ihm entworfne Denkschrift über den Krieg in Italien anvertrauen. Zu welchem Zwecke, wird nicht gesagt, doch wohl nur zu seiner Information. Denn von einem Auftrage, in bestimmtem Sinne auf La Marmora zu wirken, eine „Übereinstimmung des gegenseitigen Vorgehens herbeizuführen,“ fällt nicht ein Wort. Damit war alles Notwendige zwischen ihnen erledigt. In den drei Tagen vom 21. bis 23. Mai, wo Bernhardt nach einem Abstecher nach Haus noch in Berlin verweilte, hat er Moltke nicht mehr gesehen.

In der Abschiedsaudienz am 22. Mai spricht König Wilhelm von der politischen Lage, von dem bevorstehenden Kongresse, nicht von den Geschäften eines in wichtiger Mission abgehenden Militärbevollmächtigten. Bernhardt sucht, wie er ausdrücklich bemerkt, auf den Krieg in Italien zu kommen; der König erwidert mit einer kurzen, unbedeutenden Bemerkung. Bernhardt spricht weiter vom Festungsviereck usw. „Der König geht darauf nicht ein,“ und nachdem Bernhardt zum drittenmal vergeblich versucht hat, das Gespräch auf seine Interessen zu lenken, verliert es sich aufs neue in politischer Plauderei. Auch beim Kronprinzen streift die Unterhaltung den italienischen Krieg nur ganz oberflächlich, und Roon bespricht mit Bernhardt nur den bevorstehenden Kampf in Deutschland. Bismarck aber hatte er seit Übernahme seiner Mission überhaupt nicht gesehen, und auch am 27. April war Italien zwischen ihnen nicht erwähnt worden.

Was war nun aber der Zweck seiner Sendung? Moltke bemerkt am 18. Mai, Lucadou müsse nun aus Italien zurückgerufen werden (was jedoch

nicht geschah). In dessen Stellung sollte also nach Moltkes Auffassung Bernhardi einrücken. Lucadou aber hatte wie sein Vorgänger v. d. Burg bisher ganz abseits von den großen Entscheidungen gestanden, hatte, wie Chiala versichert, nie mit italienischen Offizieren den Kriegsplan besprochen und war ihnen nur dadurch bekannt, daß er täglich beim Kriegsministerium vorsprach, um für seine Berichte nach Berlin Informationen einzuholen. Damit stimmt völlig das einzige amtliche preußische Schriftstück überein, das über Bernhardis Sendung bisher bekannt geworden ist, nämlich das von Chiala zuerst veröffentlichte Schreiben Usedom's an La Marmora vom 18. Juni (Chiala S. 592), worin er mit Beziehung auf die Unterbringung des italienischen Obersten Avet im preußischen Hauptquartier um Unterkunft, Verpflegung und Transportmittel ersucht für le Major de Lucadou et le Conseiler (so!) de Legation Monsieur de Bernhardi envoyé par le Roi pour Lui faire des rapports militaires particuliers dans le Quartier général de Sa Majesté le Roi d'Italie. Hier ist der Charakter von Bernhardis Stellung so deutlich wie möglich ausgesprochen, nur mit der Ungenauigkeit, daß seine Berichte nicht direkt an den König, sondern durch Usedom an Moltke gingen. Berichten sollte er, nicht auf die italienische Kriegführung einwirken. In Einklang mit diesem eingeschränkten Zwecke der Sendung behandelte man sie von Berlin aus mit solcher Gleichgiltigkeit, daß Usedom, als Bernhardi sich am 28. Mai bei ihm meldete, von seiner bevorstehenden Ankunft, die doch schon für den 18. festgestanden hatte, noch nicht benachrichtigt war. Über die wichtigsten Tatsachen der politischen Lage wurden Usedom wie Bernhardi in der tiefsten Unkenntnis gehalten. Aus Äußerungen des Generalsekretärs Le Blanc im italienischen Ministerium erst bekommt Bernhardi eine Ahnung von dem französischen Versuche im Anfang Mai, Italien zum Abfalle von Preußen zu bewegen. Sa, am 30. Mai schließt er aus dem Briefwechsel zwischen Bismarck und Usedom, daß am 27. April (in Wahrheit schon am 8.) ein preußisch-italienisches Bündnis abgeschlossen worden sei. „Das hatte man uns in Berlin nicht gesagt,“ bemerkt er nicht ohne Bitterkeit. Die Vertreter Preußens bei der italienischen Regierung waren also ohne Mitteilung über die Grundlagen der Beziehungen zwischen den beiden Staaten geblieben. Überhaupt ist die preußische Gesandtschaft in Florenz in dieser Zeit sehr auf der Schattenseite der Ereignisse, was sich aus Bismarcks Stellung zu Usedom und seiner bekannten Meinung über diese „geistreiche Dame“ zur Genüge erklärt. Aber auch sein Verhältnis zu Bernhardi war sehr oberflächlich. Abeken sagte noch im Februar, Bismarck schein über Bernhardi nicht recht orientiert zu sein, und es war kein Wunder, wenn er dem Altliberalen, dem Freunde Bindeks und des Herzogs von Koburg, dem freiwilligen Agenten Augustenburgs mit einigem Mißtrauen gegenüberstand.

Alles in allem liegt der Schluß nahe, daß Bernhardis Sendung von leitender Stelle keine übergroße Bedeutung beigelegt wurde. Zur Abfassung sachverständiger Berichte über Heeresverhältnisse und Kriegsereignisse war die Kenntnis des bestehenden Vertrags nicht so notwendig, wie sie es für die Verhandlung über einen gemeinsamen Kriegsplan gewesen wäre. Chialas Be-

hauptung aber, man habe Bernhardi, nachdem er sich lange vergeblich um eine dienstliche Stellung bemüht habe, mit einem gleichgiltigen Auftrage nach Florenz geschickt, um einen lästigen Nörgler auf unschädliche Weise los zu werden, ist eine gehässige Entstellung und wird schon durch die Verwendung Bernhardis auch in den folgenden Jahren widerlegt.

Diese Formlosigkeit und Oberflächlichkeit der geschäftlichen Behandlung, die Bernhardis Sendung von leitender Stelle erfuhr, trug die Hauptschuld an den folgenden Irrungen. Aus seinen Tagebüchern läßt sich nicht erkennen, daß oder von wem er über die Grenzen seiner Tätigkeit aufgeklärt worden wäre, sodaß sich leicht ein Mißverständnis einschleichen konnte. Jedenfalls hatte er keine schriftlichen Instruktionen in der Hand, und so war es bei einem Manne von seinem Tätigkeitsdrang und seinem hohen Selbstbewußtsein, der daran gewöhnt war, über die wichtigsten militärischen Dinge mit Moltke und Moos auf dem Fuße der Gleichheit zu verhandeln, durchaus natürlich, wenn er seine Wirksamkeit möglichst auszudehnen und sich von der Statistenrolle des berichtenden Begleiters zu einflußreicher Aktion einen Weg zu bahnen suchte. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß ihm aus diesem Streben von seinen Vorgesetzten kein Vorwurf gemacht worden ist. Usedom arbeitete ja ganz in derselben Richtung, so mit seiner berühmten Note vom 17. Juni, die soviel Staub aufwirbelte und der Anstoß zu seinem Sturze wurde. Auch in Moltkes Brief an Bernhardi vom 15. Juni wird volles sachliches Einverständnis ausgesprochen, wenn er auch freilich, wie Chiala hervorhebt, nicht die leiseste Aufforderung enthielt, mit der Beeinflussung der italienischen Autoritäten fortzufahren. Andererseits aber ist es begreiflich, daß sich die italienische Heeresleitung, der Bernhardis Persönlichkeit ganz unbekannt war, ihm gegenüber auf formellen Standpunkt stellte und nicht geneigt war, über seine ihm amtlich zustehende Stellung hinaus irgend welche Konzessionen zu machen. So lag ohne eine Schuld auf einer Seite schon in den Verhältnissen selbst ein Keim zu Konflikten, der bei der Beschaffenheit der beteiligten Personen in kurzer Zeit zu voller Entwicklung gelangen mußte.

Man kann es La Marmora wie Chiala glauben, daß La Marmora in der großen Unterredung vom 6. Juni nicht das Bewußtsein hatte, einem preußischen Militärbevollmächtigten gegenüberzustehn. Ein Zivilist in solcher Stellung war jedenfalls eine Erscheinung, deren Glaubwürdigkeit durch starke urkundliche Beweise hätte belegt werden müssen. Noch aber hatte die italienische Regierung keine schriftliche amtliche Ankündigung von Bernhardis Sendung in der Hand, und Usedom scheint bei seiner Einführung mit einer verhängnisvollen Oberflächlichkeit verfahren zu sein. Wie Bernhardi selbst berichtet, stellte er ihn am 5. Juni bei Cerutti, dem Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen, nicht als Untergebenen, sondern als Freund vor. Dasselbe geschah jedenfalls unmittelbar hinterher bei La Marmora. So nahm dieser von Bernhardi zunächst wenig Notiz und konnte wohl in dem Glauben bleiben, es mit einer Privatperson zu tun zu haben, zumal Usedom ihm zugleich eine wichtige diplomatische Meldung abstattete, die als der eigentliche Zweck seines Besuchs erscheinen mußte. Auch am 8. Juni nennt ihn Usedom, als

er La Marmora schriftlich um eine Empfehlung Bernhardis an Cialdini bittet, nur *mon ami*, und La Marmora bezeichnet ihn in dem Empfehlungsschreiben an Petitti einfach als Vertrauten des Königs von Preußen (*confidente del re*), wie er ja auch in seiner Schrift *Un po' più di luce* von ihm als einer mysteriösen Persönlichkeit spricht, von der man nicht wisse, ob sie vom Ministerium oder vom König als dessen Spezialhistoriograph geschickt worden sei. Auch aus Bernhardis Schilderung von seiner Einführung bei König Viktor Emanuel gewinnt man nicht den Eindruck, als ob dieser auf seine Person und seinen Auftrag besonderes Gewicht gelegt hätte.

Unterdessen hatte sich bei Bernhardt, hauptsächlich auf Usedom's Darstellung hin, eine vielleicht berechtigte, durch eigne Erfahrung jedenfalls damals noch nicht hinreichend begründete Meinung von La Marmoras geistiger Bedeutungslosigkeit festgesetzt. Auch über den italienischen Kriegsplan war seine Ansicht fertig, noch ehe er auch nur zu einem einzigen italienischen Offizier in Beziehung getreten war. Der ungarische Abenteurer Türk ging bei Usedom ein und aus und hatte diesen ganz in seinen Ideenkreis zu ziehen gewußt. Der Plan einer Revolutionierung Ungarns war nicht neu; schon Gobone hatte mit Bismarck darüber verhandelt, und Usedom hatte eine Unterstützung von Preußen her beantragt. Viktor Emanuel setzte große Hoffnungen darauf, während La Marmora aus hier nicht zu erörternden Gründen sie entschieden bekämpfte. Bernhardt war der Gedanke ursprünglich fremd gewesen, und seine Moltke überreichte Denkschrift enthielt davon nichts. Sein Wirklichkeitsfönn durchschaute wohl die Hohlheit der Emigrantentwürfe. Als aber die ersten Unterredungen mit Usedom und Türk in ihm den Glauben befestigten, La Marmora beabsichtige nur einen lahmen Festungskrieg um Peschiera oder höchstens Verona, da gewann der Gedanke, nur eine Expedition Garibaldis über Dalmatien nach Ungarn könne die italienische Kriegsführung vom Festungsviereck ab und in das Herz der österreichischen Monarchie ziehen, bei ihm eine solche Kraft, daß er schon am 2. Juni in diesem Sinne an Bismarck und an Moltke schrieb. Um diese Idee zu verwirklichen, entfaltete er in den folgenden Wochen eine lebhaft, nach allen Seiten ausgreifende Tätigkeit, indem er auf verschiedene italienische Heerführer einzuwirken versuchte. Vergebens. Seine Bemühungen erregten peinliches Befremden und ernteten meist kalte oder spöttische Zurückweisung. In einem schon 1873 in der *Nuova Antologia* erschienenen Aufsatz sagt R. Bonghi, die Unterredung Bernhardis mit La Marmora sei ihm immer als eine sehr witzige Lustspielszene erschienen: dieses Gegenüber des stolzen Soldaten voll Sachverständnis und Kriegserfahrung, der überzeugt von der Überlegenheit seiner Stellung und seiner Fähigkeit war, und der eingebildeten preußischen Zivilperson, die sich mit unfehlbarem Besserwissen den gewiegten Praktiker zu belehren angemacht habe. Ein Spott, der in sich zusammenfällt, wenn man sich erinnert, daß Moltke es nicht verschmäht hatte, den Rat des „mittelmäßigen Literaten“ mit Achtung entgegenzunehmen. Auch der damalige Major, später General, Gianotti, der im Auftrage Cialdinis in Bologna Bernhardt als Führer dienen mußte, sucht dessen Person ins Lächerliche zu ziehen. In der Voraussetzung, einen General vor sich zu haben,

wurde er sehr enttäuscht, als Bernhardi sich ihm als bloßen Historiker zu erkennen gab. Er beschreibt ihn als einen in militärischen Dingen unwissenden aber eingebildeten Pedanten, der mit seinem Ruhme prahlt, un bell' originale, dem es sogar an dem notwendigsten gesellschaftlichen Takt gebreche. Niemand in Deutschland wird einen Augenblick bezweifeln, daß die Italiener uns hier nicht ein Bild, sondern eine verzerrte Karikatur liefern. Aber auch eine solche muß gewisse Grundzüge des Originals wiedergeben. Gialdini, den Bernhardi selbst hochschätzte, kann es sich nicht ganz aus den Fingern gezogen haben, wenn er am Tage seines Besuchs an La Marmora schreibt: „Er erklärte mir sofort, er sei ein Schriftsteller von hohem Rufe und gehöre einer Familie an, die seit 700 Jahren aus lauter Gelehrten bestanden habe.“ Die Tagebücher sind durchweg in einem Tone der überlegensten Sicherheit geschrieben, auch wo sie Kombinationen vortragen, die durch die folgenden Ereignisse schnell widerlegt wurden. Wenn nun ein solcher Mann hier dem italienischen Heerführer und leitenden Staatsmann, der auch von starkem Selbstgefühl erfüllt war, mit Ansprüchen gegenübertrat, die durch die amtliche Stellung keine völlige Deckung erfuhren, so war es nicht wunderbar, daß er sich Feindseligkeiten schuf, und daß, als die spätern Ereignisse ihm obendrein Recht gaben, bei dem Gedemüthigten eine Flut des Hasses über ihn hereinbrach.

Charakteristisch für die Art von Bernhardis Auftreten ist die berühmte Unterredung mit La Marmora vom 6. Juni. Fraglich bleibt es (Chiala leugnet es), ob dieser wirklich die Anregung dazu gegeben hat durch die Bemerkung zu Ufedom, es sei jetzt Zeit, die beiderseitigen Operationen zu kombinieren. Jedenfalls tritt eine solche Absicht in dem langen Gespräche nirgends hervor. Bernhardi merkte sofort, „daß La Marmora nicht geneigt sei, sich eingehend auszusprechen,“ und daß er selbst „die Initiative ergreifen müsse, wenn es überhaupt zu Mitteilungen kommen solle.“ So setzte er ihm denn den preussischen Kriegsplan für Böhmen mit aller Ausführlichkeit auseinander, wohl gemerkt, seinen eignen, nicht Moltkes, den er nicht kannte und nicht kennen konnte, weil er in solcher Genauigkeit gar nicht existierte. Bekanntlich hatte Bernhardi schon gegen Ende des März in einem längern Aufsatze Moltke seine Ideen über den böhmischen Krieg mitgeteilt und am 17. April mit ihm durchgesprachen. Moltke hatte den Plan wohl an sich für richtig gefunden, doch geäußert, er beruhe auf falschen Voraussetzungen über die Machtverhältnisse. Auch seinen Generalstabsoffizieren gegenüber hatte er die Denkschrift gelobt; man könne sie sehr gut benutzen, doch müsse der Plan in mancher Beziehung abgeändert werden. Die von Bernhardi vorgeschlagene Offensive war ihm zu verwegen. „Das einzige, was mir Moltke unbedingt und ohne Einschränkung bestehn läßt, ist mein Entwurf für die Armee Italiens.“ Im ganzen war Bernhardi von der Unterredung verstimmt; „die militärische Zuversicht entspreche nicht der Kühnheit der politischen Pläne.“ Am 18. Mai hatte ihm Moltke nur noch einige Mitteilungen über den Aufmarsch an der böhmischen Grenze gemacht. Die Denkschrift, die man ihm mitgegeben hatte, betraf nur Italien. Trotzdem läßt er La Marmora gegenüber die preussische Armee dem Feinde in die rechte Flanke marschieren, ihm die Eisenbahnver-

bindung mit Wien abschneiden, ihn auf Prag und das linke Moldauufer zurückwerfen und bei Mautern über die Donau gehn. Ein eigentümliches Verfahren für die offizielle Verhandlung über eine Kombination der beiderseitigen Heeresbewegungen! Wenig überzeugend ist es demnach, wenn Bernhardi 1868 erklärte, La Marmora habe seinen Charakter als Militärbevollmächtigter schon aus dem Umstande erkennen müssen, daß ihm der böhmische Kriegsplan bekannt gewesen sei. La Marmora aber hatte Moltkes Ansichten schon aus Berichten Govones erfahren, sodaß ihm die subjektive Natur von Bernhardis Auseinandersetzungen nicht gut verborgen bleiben konnte. Der große Spielraum, den dieser hier seinen Privatideen ließ, gab der Unterhaltung mehr den Charakter einer akademischen Diskussion. Das Gespräch stockte dabei unaufhörlich. „La Marmora war keineswegs geneigt, nun auch seinerseits entsprechende Mitteilungen zu machen, und tat es gewiß nicht, wenn ich ihn nicht dazu zwang.“ Mit Kunst und Beharrlichkeit muß er alles, was er überhaupt erfährt, aus dem Italiener herauspressen, und es ist sehr fraglich, ob sich aus den abgerissenen Resultaten dieses Verhörs ein zusammenhängendes, richtiges Bild von La Marmoras Absichten gewinnen ließ, wie es sich Bernhardi auf seine schon vorher gewonnene Überzeugung hin bildete und nach Berlin berichtete.

Es würde hier zu weit führen, auf die fernern von Chiala behandelten Fragen einzugehn, ob und inwieweit die lahme Kriegführung der Italiener auf Spekulation auf Frankreich, auf englischem Einflusse oder auf dem bösen Willen des obersten Heerführers beruhte. Natürlich erhält Bernhardi auch hier noch eine Reihe von Seitenhieben. Chiala bringt alles herbei, was sich über ihn Übles sagen läßt oder gesagt worden ist, das ungünstige Urteil des Kronprinzen (Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen I, 175) und Bismarcks abfällige Bemerkung bei Busch (II, 79). Das alles zusammenfassend bezeichnet er ihn als den bösen Dämon des Mißtrauens zwischen Preußen und Italien. Dieses Mißtrauen habe von vornherein in den Verhältnissen begründet gelegen, zumal bei dem zweifelhaften Verhalten Napoleons und der traditionellen Abhängigkeit Italiens von Frankreich. In dieser delikaten Lage wäre ein Diplomat von Vorsicht, Kaltblütigkeit und konzilientem Benehmen am Platze gewesen. Der phantasiervolle, unklare Usedom mit seiner Verbindung mit abenteuerlichen Revolutionären wie Türr, und Bernhardi mit seiner vor-gefaßten schlechten Meinung von La Marmora und seinem anmaßenden Auftreten hätten einerseits die Italiener vor den Kopf gestoßen, andererseits durch schiefe Berichte Bismarcks ohnehin schon argwöhnische Stimmung erst recht verbittert. So habe sich durch die Wirksamkeit dieser beiden Männer zwischen den verbündeten Völkern eine ganze Atmosphäre von Anklagen, Verdacht und Übelwollen gelagert.

Ein gerechtes Urteil ist von einer Tendenzschrift, und eine solche ist Chialas Buch, nicht zu erwarten; aber eine ernste und dringende Aufforderung werden wir aus ihm entnehmen müssen, nämlich an Bernhardis Tagebücher in ihrem ganzen Umfange mit der kritischen Sonde zu treten und ihren Quellenwert mit denselben Methoden und derselben Feinlichkeit zu untersuchen, wie

sie die Geschichtswissenschaft antiken und mittelalterlichen Quellenschriftstellern gegenüber von altersher anwendet. Dasselbe gilt für die ganze Memoirenliteratur der Zeit Bismarcks. Mit solcher Fülle strömt das neu veröffentlichte Material auf uns nieder, daß zunächst alle Hände beschäftigt sind, auch nur den Rahm davon abzuschöpfen. Nur mit Bismarcks Gedanken und Erinnerungen ist von Marcks, Lenz und Raemmel der glänzende Anfang kritischer Untersuchungen gemacht worden. Von Bernhardis Nachrichten sind alle neuern Darstellungen der großen Zeit gleichsam durchtränkt. Die Dankbarkeit aber für den Reichtum des Gebotnen und die Scheu vor der achtunggebietenden Persönlichkeit des Verfassers dürfen uns nicht abhalten, auch diese Autorität erst anzuerkennen, wenn sie die Feuerprobe bestanden hat.



## Die Kunst der Frühgestorbenen



eben den unerschöpflichen Meistern stehn rasch ausgeschöpfte: neben Tizian, Rembrandt und Goethe stehn Watteau, Hans von Marées, Kleist und J. P. Jacobsen; der Stil des Alters neben der Kunstsprache der Frühgestorbenen.

Es gibt Frühgestorbne, die durch den Tod plötzlich und unerwartet aus der Bahn ihrer Entwicklung geworfen worden sind; ihr Stil hat nichts Gemeinsames, außer etwa das Merkmal des Unfertigen.

Dagegen läßt sich wohl von einem gemeinsamen Stile solcher Jungverstorbenen reden, deren künstlerisches Schaffen im Schatten des Todes stand, des Leiblichen oder des seelischen.

In der kurzen, ihnen vergönnten Spanne Arbeitszeit durchmessen sie mit unerhörter Raschheit alle Entwicklungsstadien der Langelebenden. Die Knospe verdrängt, kaum erschienen, den Keim, das Fruchttrogen folgt dem Blühen, und der Reife das Welken. Die Ahnung oder die Gewißheit eines schnellen Endes zwingt ihnen diesen Lebensstil auf, und die gemeinsame Form der Entwicklung prägt so eine gemeinsame Kunstsprache der Frühgestorbenen.

Es gilt, diese verführerische Hypothese durch Beispiele zu stützen. Zwei Maler und zwei Dichter — die schon anfangs genannten — mögen aus der Zahl junggestorbner Künstler im angedeuteten Sinne herausgegriffen werden.

\* \* \*

Zu nichts haben die Frühgestorbenen Zeit, kaum zum Jungsein. Jugend heißt ja Unreife, bedeutet Ansätze und Versprechen, die erst die Zukunft erfüllen soll und kann, ist die Zeit des Tastens und des Abwartens — bei alledem dürfen sich Menschen nicht aufhalten, für die es keine Zukunft gibt, die alles, was ihnen zu leisten überhaupt möglich ist, bald, sofort tun müssen, ehe es zu spät ist.